



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rosenberg, Adolf: Die Funde von Pergamon im Berliner Museum.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Kunde von Pergamon im Berliner Museum.

Die Kunde von den großartigen Entdeckungen auf der Akropolis des alten Pergamon ist mit Blitzesschnelle durch die gebildete Welt geeilt: im deutschen Vaterlande überall mit Jubel begrüßt, mit Enthusiasmus weitergetragen, im Auslande mit demselben verbissenen Groll aufgenommen, der seit einem Jahrzehnt alle glücklichen Unternehmungen Deutschlands und Preußens begleitet. England zumal, das sich seit einem Jahrhundert als den unumschränkten Herrn des Orients wähnt, als den privilegierten Schatzgräber auf den Ruinenstätten der alten Kultur, hat bei dieser Kunde seinen Ingrimms und seine Scheelsucht nicht verbergen können. Was England seit dreißig Jahren in Kleinasien zusammengeraubt oder durch große Opfer erworben, wird mit einem Male durch die deutschen Entdeckungen in Pergamon in den Schatten gestellt. Noch mehr, die edelsten Schätze des britischen Museums, die von Lord Elgin geraubten Bildwerke des Parthenon, haben in den pergamenischen Skulpturen Rivalen erhalten, die jene um das Renommée alleiniger Priorität zu bringen drohen. Die Skulpturen von Pergamon sind ebenso grandios, ebenso einzig in ihrer Art wie die Elgin marbles.

Der Verdruß, daß England mühelos und ohne Opfer an Blut und anderen edlen Gütern Schätze und Länder einheimst, ist allgemach in unserem Volke größer und größer geworden. Gleichmäßig beherrscht diese Stimmung alle Kreise, und darum kann es Niemanden Wunder nehmen, daß sich in den vollen Accord des Jubels auch ein Ton der Schadenfreude mischt, daß England zu sehen mußte, wie deutsche Männer unter dem Schutze legal erworbener Rechte unerhörte Schätze dem klassischen Boden enthoben, daß ein Engländer es war, welcher zuerst der gebildeten Welt die Kunde von dem friedlichen Siege Deutschlands bei Pergamon bringen mußte. Wir haben den Spott des Auslands über den deutschen Idealismus, über unsere Uneigennützigkeit bei den Ausgrabungen in Olympia geduldig ertragen müssen, weil er nur zu sehr gerechtfertigt war. Jetzt hat der „ehrliche Mäker“ gleichsam seine Provision erhalten, und Hohn und Spott sind verstummt. Vielleicht hat gerade die uneigennützigte Haltung Deutschlands in der Orientpolitik dazu beigetragen, daß es dem Geschick unseres diplomatischen Vertreters in Konstantinopel, des Grafen Haffeldt, am Ende gelungen ist, alle Schwierigkeiten zu überwinden und den Ferman des Sultans zu erwirken, der uns die Ausfuhr dieser kostbaren Schätze gestattete.

Bereits sind sie zum größten Theile in den Räumen des Berliner Museums geborgen. Zweihundert Kisten sind noch unterwegs: wenn Poseidon uns günstig ist, dessen Torso sich bereits unter den im Museum geborgenen Stücken befindet, wird auch der Rest glücklich in den Hasen einlaufen. Es scheint jedoch, daß das letzte Wort von deutscher Seite noch nicht auf der Akropolis von Pergamon gesprochen worden ist. Der Direktor der Berliner Antikensammlung, Professor Conze, hat bis vor kurzem noch dort gewohnt — er ist jetzt auf der Heimreise begriffen —, um näheres über die Gestalt des Baudenkmals zu ermitteln, zu welchem die gefundenen Skulpturenreste gehört haben. Da die Genehmigung der türkischen Regierung, in Pergamon Nachgrabungen zu veranstalten, vom August 1878 datirt und auf ein Jahr bemessen ist, so steht zu hoffen, daß man nicht einen Stein ununtersucht gelassen haben, daß man vielleicht noch manches andere kostbare Gut gefunden haben wird, über welchem der Schleier des Geheimnisses heute ebenso dicht ruht, wie noch vor wenigen Wochen über dem Gigantenfries.

Bevor wir auf die Geschichte dieser merkwürdigen Entdeckung und auf ihre kunstgeschichtliche Würdigung eingehen, bedarf es eines historischen Rückblicks auf die Zeit, aus welcher die gewaltige Schöpfung hervorgegangen ist.

Lysimachos, der Beherrscher Vorderasiens, der „Schatzmeister“, wie er von seinen Feinden spöttisch genannt wurde, hatte den Eunuchen Philetäros zum Hüter seiner Schätze bestellt. Auf der befestigten Burg von Pergamon in Mysien, gegenüber der Insel Lesbos, bewachte dieser neuntausend Talente, aber nicht lange im Interesse seines Herrn. Als Seleukos Nikator immer größere Fortschritte nach Westen machte und die Schwäche und Thatenlosigkeit des Lysimachos immer mehr zunahm, benutzte der schlaue Eunuch den günstigen Augenblick und wandte sich dem neuaufgehenden Sterne zu. Aber der Glanz desselben leuchtete nicht lange über Kleinasien. Zwar nahm er in einer Schlacht am Hellespont dem Lysimachos Reich und Leben, aber kurz darauf, im Anfange des Jahres 280, wurde er selbst von Ptolemäos Keraunos ermordet. Jetzt sah sich Philetäros frei. Mit Hilfe seiner Schätze warb er Söldner, und seine Schlaueit half ihm, inmitten der allgemeinen Kämpfe und Verwirrungen seine Unabhängigkeit zu erringen und bis zu seinem Tode zu behaupten. Sein Neffe Eumenes I. (263—241) begann seine Regierung mit einem Sieg über Antiochos Soter und verstand es, das Erworbene gegen die räuberischen Horden der Kelten, welche sich in Galatien angesiedelt hatten und als Söldner in den Dienst bald dieses, bald jenes Machthabers traten, mit Erfolg zu verteidigen. Unter seinem Nachfolger Attalos I. (241—197) wuchs der gallische Schrecken wieder in unerträglichem Maße. Plündernd und verheerend drangen die Gallen in Mysien ein und legten den Städten unerschwingliche Tribute auf. Da

that endlich Attalos ihren Beutezügen Einhalt. Er zog ihnen mit seinem Heere, welches er zuvor durch glückliche Zeichen ermuthigt hatte, entgegen und vernichtete sie in einer furchtbaren Entscheidungsschlacht in der Nähe seiner Hauptstadt. Als der Sieger auf seine Akropolis heimkehrte, legte er das Diadem um seine Stirn und nahm den Königstitel an. Nach der allgemeinen Annahme fällt dieser Galliersieg, der den Barbaren wenigstens für ein Menschenalter einen heilsamen Schrecken einjagte, in das Jahr 238.

Der Ruf von der glänzenden Waffenthat des Attalos drang bald nach Hellas hinüber, und der neue König, ein Mann, der nach dem Ausspruch des Livius auch durch Geistesgröße des königlichen Namens würdig war, glaubte seinen Sieg nicht besser verherrlichen zu können als durch Weihgeschenke an die Götter, die er durch Künstlerhand ausführen ließ. Plinius erzählt, daß es vorzugsweise Ifigonos, Phrymachos, Stratonikos und Antigonos waren, die seine und des Eumenes Siege über die Gallier darstellten. Wir wissen ferner, daß es nicht blos Statuen waren, sondern auch Gemälde, von denen uns Pausanias ausdrücklich berichtet. Von einem dieser Weihgeschenke, dem auf der Burg zu Athen, macht uns derselbe Pausanias eine ausführliche Mittheilung. An der Südseite der Akropolis, dicht an der Mauer, sah Pausanias vier Kämpfergruppen, bestehend aus Figuren von zwei Ellen Höhe, welche König Attalos dorthin gestiftet hatte: den Kampf der Götter mit den Giganten, den Kampf der Athener gegen die Amazonen, die Schlacht bei Marathon und den Sieg der Pergamener über die Galater. In allen vier Gruppen war also der Sieg der Civilisation und der Gesittung über die Personifikationen finsterner Naturgewalten und die Vertreter der barbarischen Welt symbolisirt, und speziell die Gigantenschlacht der Götter war das Prototyp für den Kampf des Attalos, den er zugleich im Namen der hellenischen Bildung gegen kulturfeindliche Elemente ausgefochten. Bötticher hat bei seinen Untersuchungen auf der Akropolis zu Athen die Basen entdeckt, auf welchen die Statuengruppen aufgestellt waren, während Brunn mit großem Scharfsinn in Venedig, Rom und Neapel acht Marmorfiguren auffindig gemacht hat, welche unzweifelhaft Bestandtheile des Attalischen Weihgeschenktes bildeten. Es sind fünf Gallier, theils in Kämpferstellung, theils verwundet zusammengesunken, ein sterbender Persier, eine todt dahingestreckte Amazone und ein Phrygier aus dem pergamenischen Heere, der auf einem Schilde knieend den Gegner abwehrt. Ob eine neunte Figur, ein in Paris befindlicher Gigant, ebenfalls zu diesen Gruppen gehört, ist noch nicht hinlänglich erwiesen, aber wahrscheinlich. So naturalistisch durchgebildet diese Figuren auch sind, und so sehr sie auch den realistischen Charakter der nachhispischen Kunst an sich tragen, was sich nicht blos an der Markirung der Wunden, sondern ganz besonders auch an der scharfen und natur-

wahren Charakteristik der ethnographischen Eigenthümlichkeiten der Perser und Gallier zeigt, so sehr unterscheiden sie sich, namentlich in der Gewand- und Körperbehandlung, von den Skulpturen des neugefundenen Gigantenfrieses. Im Vergleich zu dem gewaltigen Pathos, das die Gruppen desselben erfüllt, im Vergleich zu der kühnen Formensprache, welche selbst den raffinierten Naturalismus der Laokoongruppe übertrifft, ist der Realismus der athenischen Figuren unverhältnißmäßig zahm. Wenn sich die Notiz Claracs, daß einige dieser Statuen aus pentelischem Marmor bestehen, bewahrheiten sollte, werden wir uns zu der Annahme bequemen müssen, daß die athenischen Weihgeschenke des Attalos nicht aus der pergamenischen Schule hervorgegangen, sondern an Ort und Stelle von athenischen Bildhauern angefertigt worden sind. Als Attalos im Jahre 198 Athen besuchte, mögen sie vielleicht ihre Aufstellung auf der Akropolis erhalten haben. Wann sie von dort entführt worden sind, wissen wir nicht.

Auch die Reste eines zweiten dieser Weihgeschenke glaubt man in zwei Statuen des Kapitols und der Villa Ludovisi in Rom entdeckt zu haben. Die eine, unter dem Namen des „sterbenden Fechters“ weltberühmt, ist längst als ein sterbender Gallier erkannt worden. Die andere ging früher unter der romantischen Bezeichnung „Arria und Pätus“; wir wissen jetzt, daß auch sie einen Gallier darstellt, welcher sein Weib tödtet, um es vor Schmach und Gefangenschaft zu retten. Ueber den Zusammenhang dieser beiden Werke mit einem größeren ergeht man sich nur in Vermuthungen. Vielleicht gehörten sie zu der Gruppe eines Tempelgiebels, und der „sterbende Fechter“ würde dann nach der Analogie der Aegineten den Endpunkt der Komposition gebildet haben.

Alle diese Reste werden völlig in den Schatten gestellt durch die neuesten Funde der preussischen Schatzgräber, auf die wir nunmehr eingehen wollen, indem wir zuerst die Geschichte ihrer Entdeckung in kurzen Zügen schildern. Noch liegen die offiziellen Fundberichte nicht vor, und wir sind deshalb auf die Mittheilungen beschränkt, welche ein Augenzeuge, Ernst Boretius, in der National-Zeitung gemacht hat.

Ein westfälischer Ingenieur, Karl Humann, baute im Jahre 1865 im Auftrage der türkischen Regierung eine Landstraße zwischen der kleinasiatischen Stadt Bergama, die sich auf der Stätte des alten Pergamon erhebt, und dem drei bis vier Meilen entfernten Hafensplaz Dikeli und beobachtete bei dieser Gelegenheit, daß Türken, Armenier und Griechen ihren Bedarf an Marmor für Treppen, Grabsteine u. dgl. von der nördlich von Bergama 156 Meter über dem Meere gelegenen Akropolis des alten Pergamon bezogen. Ebenso speisten auch Kalkbrennereien ihre Defen mit dem dort lagernden Material. Humann stellte ebenfalls Nachforschungen an, und er war bald so glücklich,

einige Fragmente von Hochreliefs zu finden, mehr als zehn Centner im Gewicht, die er im Jahre 1872 dem Berliner Museum zum Geschenk machte. Es waren drei Platten, die zusammen einen Umfang von fünf Quadratmetern haben. Dieser Fund beschäftigte natürlich unsere Gelehrten in hohem Grade, und der jetzige Direktor der Berliner Antikensammlung, Professor Conze, fand bei seinen Nachforschungen eine Stelle in einem römischen Memorabilienschreiber des 3. Jahrhunderts n. Chr. (Ampelius), an welcher von einem an vierzig Fuß hohen Altar in Pergamon die Rede ist, der mit bildlichen Darstellungen einer Gigantomachie geschmückt sei. Daraufhin stellte Conze einen Antrag beim Ministerium, welches die Mittel zu Ausgrabungen bewilligte, und nachdem die Genehmigung der türkischen Regierung, Dank der diplomatischen Gewandtheit des deutschen Botschafters Graf Hakfeldt, im Monat August 1878 erlangt war, begann der Ingenieur Humann am 9. September seine Arbeit.

Der Burgberg ist mit zahlreichen Befestigungen aus byzantinischer und späterer türkischer Zeit versehen, von denen besonders eine fünf Meter dicke byzantinische Mauer wegen ihres Reichthums an Marmorresten die Aufmerksamkeit des Herrn Humann erregt hatte. In ihr hatte er auch die Fragmente gefunden, die er dem Berliner Museum geschickt. Wenn der Altar des Ampelius keine bloße Fiktion war, mußte er in der Nähe dieser Mauer zu suchen sein, die augenscheinlich zum Theil aus seinen Resten erbaut worden war. Nördlich von dieser Mauer entdeckte er auch eine Bodenerhebung, die ihm nicht natürlich zu sein, sondern von Trümmern herzurühren schien. Seine Berechnung hatte ihn nicht getäuscht: in der That war dies die Stelle, auf welcher sich einst der Altar erhob. Die Bildwerke waren aber durch rohe Barbarenhände von ihrem hohen Aufstellungsorte herabgestürzt und in die byzantinische Mauer mit Mörtel so fest eingefügt worden, daß die Arbeiter Humanns jeden einzelnen Stein mit Hacken, Hämmern und Hebestangen herausbrechen mußten. Am 12. September waren bereits 11 große Bilder, 30 Bruchstücke und die Substruktionen des Altars gefunden worden. Wir entnehmen dem Ausgrabungsberichte noch, daß der Gigantenfries sich nach der Berechnung des Herrn Humann in einer Länge von 130 Metern um den Altar herumzog. Da die Reliefs 2,30 Meter hoch sind, bedeckten sie eine Fläche von ca. 300 Quadratmetern. Die Zahl der theils in der ganzen Höhe, theils in großen Bruchstücken gefundenen Platten beträgt nach dem Berichte der Museumsverwaltung mehr als neunzig; dazu kommen noch ca. 1500 Fragmente. Das würde zusammen eine Bildfläche von 150 Quadratmeter ergeben, so daß uns also die Hälfte des Frieses erhalten wäre. Der Rest scheint unwiederbringlich verloren zu sein. Er ist augenscheinlich von den Byzantinern zu Kalk verbrannt worden, und zwar berechnet man nach der Ausdehnung der Mauer die Masse des

Marmors, welche auf diese Weise zu Grunde gegangen ist, auf 20—30 000 Ctr. Diese Summe gibt zugleich einen Anhaltspunkt für die ungeheuren Schwierigkeiten, welche der Transport der erhaltenen Skulpturen nach Berlin verursacht hat. Man schätzt die Kosten desselben auf 30 000 Mark. Sie kommen aber gar nicht in Betracht gegen die in der Geschichte der Antiquitätenankäufe um ihrer Geringsfügigkeit willen einzig dastehende Gesamtsumme, welche zur legalen Erwerbung, Ausgrabung und Vergung dieser Schätze erforderlich gewesen ist, und welche sich nur auf 130 000 Frzs. beläuft.

Was Ampelius nur summarisch als eine ara, einen „Altar“ bezeichnet hat, hat sich durch die Ausgrabungen als eine tempelartige Anlage erwiesen, die in ihrem Aufbau mit dem Maußsoleum von Halicarnasß oder noch näher mit dem Nereidenmonument von Kanthos verwandt ist, welches just vor dreißig Jahren von einem Engländer entdeckt und nach dem britischen Museum übergeführt wurde. Auf einem rechteckigen Unterbau, dessen eine Längsseite von einer großen Freitreppe eingenommen war, erhob sich eine Säulenhalle von ziemlich gleicher Höhe, deren Kern eine Tempelcella gebildet zu haben scheint, in welcher vermuthlich dem Stammheros der Attalen, dem Herakliden Telephos, göttliche Verehrung erzeigt wurde. Denn innerhalb des Schutthaufens wurden noch die Bruchstücke eines zweiten Frieses vorgefunden, dessen Höhe nur 1,57 Meter beträgt, und dessen Relieferhebung bei weitem nicht so hoch ist wie die des Gigantenfrieses. Obwohl die Reste desselben noch in Kisten verpackt liegen und deshalb zur Zeit noch nicht genügend untersucht werden können, steht doch schon soviel fest, daß dieser zweite Fries den Mythos des Telephos behandelte. Telephos war der Sohn des Herakles und der tegeatischen Athenapriesterin Auge, welche das Kind aus Furcht vor dem Zorne ihres Vaters, des Königs Kephheus, im Heiligthume ihrer keuschen Göttin verbarg. Als diese, ergrimmt über den Frevel, eine Pest über das Land schickte, wurde Telephos in das der Artemis geweihte Jungfrauengebirge getragen, wo er von der heiligen Hirschkuh der Göttin gefängt wurde. Diese Scene ist noch deutlich auf einer der Relieftafeln zu erkennen. Neben der Hirschkuh steht merkwürdigerweise Herakles selbst, mit der Achsel des linken Arms auf seine Keule gestützt, genau in der Stellung des berühmten Herkules Farnese, der bekanntlich auf ein Original des Lysippos zurückgeht. Diese Thatsache ist für uns insofern äußerst werthvoll, als durch sie der Zusammenhang der pergamenischen Bildhauerschule mit dem großen Meister nachgewiesen ist, der die realistische Epoche der griechischen Plastik eröffnet. Nach dem Tode Alexanders des Großen zerstreuten sich die Künstler, die an seinem Hofe lohnende Aufgaben gefunden hatten, in alle vier Winde und trugen die Art des Lysippos, der sich keiner von ihnen hatte entziehen können, an die Höfe der Diadochen und kleineren Dynasten, die sich in

das Reich Alexanders des Großen getheilt hatten. Von dem Wirken der meisten von ihnen ist durch die unaufhörlichen Kämpfe und Revolutionen, welche noch fast ein Jahrhundert lang das Weltreich Alexanders durchtobten, jede Spur verloren gegangen. Nur die Schulen von Rhodos und Pergamon, welche derselbe Geist beseelte, tauchen aus dem allgemeinen Wirrwarr empor.

Wo der Telephosfries angebracht war, kann bis jetzt noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Vielleicht hatte der Tempel die Gestalt eines Peripteros, und dann bildete der Fries vielleicht in ähnlicher Weise den Schmuck der Cella wie der berühmte Parthenonfries. Vielleicht schmückte er auch die Brustwehr, welche das Innere des Heiligthums von dem äußeren Säulenumgange trennte. In den Interkolumnien des letzteren waren, gerade wie bei dem Nereidenmonument, Statuen aufgestellt, von denen gleichfalls noch einige Reste aufgefunden worden sind. Der Telephosfries ist nicht ganz vollendet worden. Nach der gewöhnlichen Praxis der antiken Bildhauer waren die Bilder auf den einzelnen Relieftplatten nur im Rohen angelegt und dann an Ort und Stelle verfertigt worden, um nachträglich von den Marmorarbeitern weiter durchgeführt und beendigt zu werden. Das ist mit einigen Platten nicht geschehen. Es scheint also, als wäre Altalos vor Vollendung seines gewaltigen Werkes gestorben, und als hätte sein kriegerischer Nachfolger Cumenes II. nicht das Interesse oder die Muße gehabt, das Vermächtniß seines Vaters zu Ende zu führen.

Denn ein gewaltiges Werk, welches schier übermenschliche Kräfte erforderte, muß dieser Altar gewesen sein. Die Messungen haben ergeben, daß die Bodenfläche, welche derselbe bedeckte, von Süd nach Nord 37,60 Meter und von West nach Ost 34,40 Meter mißt. Die Höhe des Bauwerks hat Ampelius auf 40 Fuß angegeben; die Hälfte davon kommt auf den Unterbau, und unterhalb des Kranzgesimses dieses Unterbaues zog sich der Gigantenfries hin.

Obwohl nur die Hälfte desselben erhalten ist und bis jetzt kaum drei oder vier Gruppen so zusammengesetzt worden sind, daß man ihre Komposition übersehen kann, läßt sich schon soviel mit Sicherheit behaupten, daß diese Darstellung des Gigantenkampfes nicht bloß die ausführlichste und reichhaltigste ist, welche aus dem griechischen Alterthum auf uns gekommen ist, sondern daß das Werk an sich durch Ausdehnung und Umfang von keinem der uns erhaltenen Werke griechisch-römischer Kunst, auch nicht durch den Parthenonfries, übertroffen wird. Zu der edlen Einfachheit und hoheitsvollen Ruhe des letzteren bildet der Gigantenfries in seiner leidenschaftlichen Erregung freilich den denkbar schroffsten Gegensatz. Die barbarische Kampfeswuth der Gallier ist von dem genialen Künstler, welchem wir den beispiellos kühnen Wurf der Komposition verdanken, auf den Kampf der Götter mit den Giganten, den Perso-

nifikationen finsterner Naturmächte, übertragen worden. Ja, die Götter begeben sich selbst ihrer Hoheit und ihrer Würde und stürzen sich mit derselben Leidenschaft, mit derselben, fast bestialischen Wuth in den Kampf wie die Söhne der Gaa, welche mit halbem Leibe aus der Erde emportaucht und wehklagend über die mörderische Vernichtung ihrer Söhne die Arme zu Zeus emporhebt, der eben mit seinem Blitze Typhoeus, den mächtigsten der Giganten, zu Boden schmettert. Mit der Linken hält er ihm die geflügelte Megis entgegen. Ihm zur Seite steht Athena, welche einen Giganten bei den Haaren faßt, während ihre Schlange den Erdensohn umringelt. Nike schwebt heran und bringt ihr den Kranz. Diese augenscheinlich zusammengehörige Komposition füllt acht Platten; sie bildeten vermuthlich das Centrum des Frieses und waren an der Frontseite des Unterbaues angebracht. Auf anderen Platten lassen sich noch mit Sicherheit Apollon, Artemis, Dionysos, Poseidon, Hephaistos, Boreas, Helios und Eos erkennen. Der Sonnengott taucht auf einem Biergespann aus der Tiefe empor, und die Göttin der Morgenröthe reitet auf einem prächtigen Rosse. Im Gefolge der Götter kämpfen ihre Begleiter: die Nymphen der Artemis sind an ihren phrygischen Jagdstiefeln kenntlich und die Seekentauren des Poseidon an ihren Flossen und ihren Schwänzen, die mit mächtigen Krebschalen gepanzert sind. Hinter Dionysos schreitet, damit der furchtbaren Tragödie nicht das Satherspiel fehle, ein kleiner Faun, kenntlich an den Ziegenzäpfchen am Halse, einher, welcher in komischem Eifer genau die Bewegungen seines speerschwingenden Herrn kopirt. Mit den Göttern kämpfen aber auch ihre Thiere, und dadurch hat der Künstler in seine Komposition einen Moment von geradezu furchtbarer, dramatischer Gewalt hineingebracht.

Die Giganten sind als wilde Barbaren mit struppigem Bart und Haar, mit menschlichen Oberkörpern und gewaltiger Muskulatur, aber zum Theil geflügelt und mit Schlangenfüßen dargestellt, welche in Schlangenköpfe auslaufen. Diese Schlangen nehmen an dem Kampfe einen bedeutenden Antheil. Während die Giganten mit Lanzen und Baumstämmen ihre Gegner angreifen, umwinden die Schlangen ihnen Beine und Arme mit einer Kraft, daß man zu sehen glaubt, wie die Schenkelknochen unter ihrem Drucke zusammenbrechen, und in das Fleisch schlagen sie ihre Zähne ein. Gegen sie wenden sich mit gewaltigem Ansturm der Molosserhund der Artemis, der Panther des Bakchos und der Adler des Zeus, der seine Krallen erhebt und mit mächtigem Hiebe einer gegen ihn emporzüngelnden Schlange den Unterkiefer herabschlägt.

Mit der Ueberlieferung der griechischen Sage hat sich hier asiatische Phantastik aufs innigste verschwistert. Dionysos trägt ein langes asiatisches Gewand, und die Kleider der Frauen, die Stiefel, die Schilde und Schwerter sind mit reichen Ornamenten asiatischen Charakters versehen. In der Bildung der

Köpfe offenbart sich aber noch das reine Formengefühl, der Adel echt hellenischer Kunst, die hier, auf einsamem Posten inmitten barbarischer Völkerschaften, eine so herrliche Nachblüthe erlebt hat. Zeigt sich auch an der bewunderungswürdigen Marmorarbeit, die vor dem kühnsten Wagniß nicht zurückschreckt, die Thätigkeit mehrerer Hände von verschiedener Kunstfertigkeit, so wurden doch alle diese Hände von demselben Geiste geleitet, der selbst da eine liebevolle, bis ins Kleinste vollendete Ausföhrung verlangte, wo bei dem hohen Aufstellungsort keines Menschen Auge hingelangen konnte. So bilden die pergamenischen Skulpturen, deren Gleichen die Welt noch nicht gesehen hat, auch in rein technischer Hinsicht einen wohlthuernden Gegensatz zu den Giebelgruppen des olympischen Zeustempels, die von lieb- und verständnißlosen Steinmetzen mit ungeübter Hand kaum aus dem Rohen herausgehauen worden sind.

Heute, wo das gewaltige Ereigniß noch mit voller Macht auf unsere Phantasie einstürmt, ist eine ruhige und unbefangene Würdigung der pergamenischen Funde noch nicht möglich. Wenn erst das ganze Material beisammen und übersichtlich geordnet sein wird, dann wird auch die ruhige kritische Erwägung an die Stelle des Enthusiasmus treten und die wissenschaftlichen Resultate zu Tage fördern. Tausend Fragmente müssen gesichtet, die gefundenen Inschriften, unter denen sich auch die Weih-Inschrift des Altalos befindet, müssen entziffert und die besser erhaltenen Relieftafeln müssen von dem Mörtel gereinigt werden, welcher die Figuren noch zum Theil den Blicken verhüllt. Dann wird es an der Zeit sein, die Bedeutung dieses außerordentlichen Fundes für die griechische Kunstgeschichte ausführlicher zu erörtern, als es hier nach den ersten überwältigenden Eindrücken geschehen konnte.

Berlin.

Adolf Rosenberg.

Die letzten Herbstwahlen in den Vereinigten Staaten.

Die hochgespannten Hoffnungen der demokratischen Partei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben eine arge Täuschung erfahren, insofern die Wahlen, welche in verschiedenen Einzelstaaten der Union im September, Oktober und November d. J. stattfanden, der großen Mehrzahl nach günstig für die Partei der Republikaner ausgefallen sind.

Es ist bekannt, daß unter der achtjährigen Administration des von den Republikanern zweimal zum Präsidenten gewählten Generals Grant die Demo-